

Wir buddelten Bo aus ihrem Grabhügel aus, klopfen ihr den Sand ab und trugen sie zum Anziehen zurück ins Haus. Dann ging ich noch mal nach draußen, um meinen Badeanzug auf die Leine zu hängen, sodass ich es war, die das Polizeiauto in die Einfahrt einbiegen sah.

Ich lief ihm neugierig entgegen, denn Polizeiautos bekam man in Crow Lake höchst selten zu sehen. Der Polizist stieg aus, und zu meiner Überraschung dann auch noch Reverend Mitchell und Dr. Christopherson. Reverend Mitchell war unser Pfarrer, und seine Tochter Janie war meine beste Freundin. Dr. Christopherson wohnte in Struan, aber er war unser Hausarzt – ohnehin der einzige Arzt im Umkreis von hundert Meilen. Ich mochte sie beide gern. Der Doktor hatte einen irischen Setter namens Molly, der Blaubeeren mit den Zähnen pflücken konnte und Dr. Christopherson stets auf seinen Runden begleitete. Ich hopste auf sie zu und sagte: »Mum und Dad sind nicht da. Sie sind einkaufen gefahren, einen Koffer für Luke, der wird jetzt nämlich Lehrer.«

Der Polizist stand neben seinem Auto und starrte auf einen kleinen Kratzer am Kotflügel. Reverend Mitchell blickte Dr. Christopherson an, dann wieder mich und fragte: »Ist Luke da, Katherine? Oder Matt?«

»Sie sind beide da«, nickte ich eifrig. »Sie ziehen sich gerade um. Wir sind baden gewesen.«

»Wir müssten mal mit ihnen reden. Kannst du ihnen sagen, dass wir hier sind?«

»Na klar!« Dann besann ich mich auf meine Manieren. »Möchten Sie nicht hereinkommen? Mum und Dad sind gegen halb sieben wieder zurück.« Mir fiel noch etwas ein. »Ich könnte Ihnen eine Tasse Tee machen.«

»Dank dir«, sagte Reverend Mitchell. »Wir kommen gern rein, aber ich glaube, Tee ... nein, danke, im Moment lieber nicht.«

Ich führte sie ins Haus und entschuldigte mich für den Krach, den Bo mal wieder veranstaltete – sie hatte alle Töpfe und Pfannen aus dem unteren Schrankfach gezogen und schlepperte damit auf dem Küchenboden herum. Aber das mache doch nichts, sagten sie, also ließ ich sie im Esszimmer stehen und holte Luke und Matt. Die beiden blickten die zwei Männer verwundert an – der Polizist war draußen beim Wagen geblieben – und sagten hallo. Und plötzlich veränderte sich Matts Gesichtsausdruck. Auf einmal schaute er nicht mehr nur höflich fragend, sondern furchtbar erschrocken.

»Was ist los?«, sagte er.

Dr. Christopherson wandte sich zu mir. »Kate, könntest du vielleicht mal nach Bo sehen? Vielleicht mal ein bisschen, ähm ...?«

Ich ging in die Küche. Bo tat nichts Unrechtes, doch ich nahm sie auf den Arm und schleppte sie nach draußen. Allmählich wurde sie ziemlich schwer, und ich konnte sie nur noch mit Mühe tragen. Ich nahm sie wieder mit zum Strand. Die Stechmücken wurden langsam lästig, aber ich blieb trotzdem dort hocken, selbst als Bo zu knatschen anfang, weil Matts Miene mir Angst gemacht hatte und ich nicht wissen wollte, was der Grund dafür war.

Nach langer Zeit, mindestens eine halbe Stunde später, kamen Matt und Luke zu uns an den Strand. Ich sah sie nicht an. Luke hob Bo auf die Schultern und ging langsam mit ihr die weite Bucht entlang. Matt setzte sich neben mich, und als Luke und Bo ein gutes

Stück entfernt waren, sagte er mir, dass unsere Eltern tödlich verunglückt seien, beim Zusammenstoß mit einem voll beladenen Holzlaster, dessen Bremsen am Honister Hill versagt hatten.

Ich erinnere mich, dass ich entsetzliche Angst hatte, er könnte jeden Moment in Tränen ausbrechen. Seine Stimme zitterte, und er rang heftig um Fassung, und ich war ganz starr vor Angst, wagte nicht, zu ihm aufzublicken, wagte kaum zu atmen. Als ob *das* schlimmer als alles andere wäre, weit schlimmer als das Unfassbare, was er mir da erzählte. Als ob ein weinender Matt das einzig wirklich Unvorstellbare wäre.

Erinnerungen. Eigentlich brauche ich sie nicht. Nicht, dass es nicht auch ein paar nette gäbe, aber insgesamt würde ich sie lieber in eine Kiste stopfen, und Deckel zu. Und tatsächlich ist mir das bis vor zwei Monaten auch recht gut gelungen. Ich musste schließlich mit meinem eigenen Leben klarkommen. Ich hatte meine Arbeit, und ich hatte Daniel, und beides nahm viel Zeit und Energie in Anspruch. Zugegeben, in beiden Bereichen lief es seit einiger Zeit nicht mehr so gut, aber es kam mir nie in den Sinn, dies in Zusammenhang mit der »Vergangenheit« zu bringen. Bis vor zwei Monaten hatte ich wirklich das Gefühl, all das längst hinter mir gelassen zu haben. Ich fand mein Leben in Ordnung, so wie es war.

Aber dann, im letzten Februar, fand ich einen Brief von Matt vor, als ich eines Freitagabends von der Arbeit nach Hause kam. Ich sah die Handschrift, und augenblicklich sah ich Matt vor mir – man weiß ja, wie die Handschrift immer sogleich den Schreiber heraufbeschwört. Und ebenso prompt kam der alte Schmerz zurück, ein dumpfes Ziehen in der Brust, wie Trauer um etwas unwiederbringlich Verlorenes. In all den Jahren war der Schmerz kein bisschen schwächer geworden.

Ich klemmte meine mit Laborberichten voll gestopfte Tasche unter den Arm und öffnete den Brief, noch während ich die Treppe hinaufstieg. Es war dann aber gar kein richtiger Brief, sondern eine Karte von Simon, Matts Sohn, der mich zu seinem achtzehnten Geburtstag Ende April einlud. Beigefügt eine kleine, hastig hingekritzelte Notiz von Matt: »Du musst kommen, Kate!! Keine Ausreden!!!« Fünf Ausrufezeichen insgesamt. Und dann noch ein taktvolles PS: »Bring ruhig jemanden mit, wenn du möchtest.«

Hinter dem Zettel steckte ein Foto. Es war von Simon, aber zuerst dachte ich, es sei von Matt. Matt mit achtzehn. Sie sehen sich verblüffend ähnlich. Und natürlich schwemmte das den ganzen Bodensatz von Erinnerungen an jenes Jahr mit seinen unheilvollen Ereignissen hoch. Und das wiederum brachte mich auf die alte Geschichte von Urgroßmutter Morrison und ihrem Lesepult. Arme alte Urgroßmutter. Ihr Bild hängt jetzt in meinem Schlafzimmer. Ich hatte es mitgenommen, als ich von zu Hause fortging. Niemand schien es zu vermissen.

Ich stellte meine Tasche auf dem Tisch im Wohnzimmer ab und setzte mich, um die Einladung noch mal zu lesen. Natürlich würde ich hinfahren. Simon ist ein lieber Junge, und ich bin schließlich seine Tante. Luke und Bo würden auch dort sein – es würde ein Familientreffen werden, und ich habe nichts gegen Familientreffen. Keine Frage, ich würde hinfahren. An dem betreffenden Wochenende sollte zwar eine Konferenz in Montreal stattfinden, zu der ich mich schon angemeldet hatte, aber ich hatte dort keinen

Vortrag zu halten, also konnte ich genauso gut wieder absagen. Und da ich am Freitagnachmittag keine Seminare hatte, konnte ich auch gleich nach dem Mittagessen los. Einfach auf den Highway 400 und ab in Richtung Norden. Es ist eine Strecke von vierhundert Meilen, immer noch eine lange Fahrt, obwohl die meisten Straßen mittlerweile asphaltiert sind. Nur auf den letzten Kilometern, wenn man von der Hauptstraße nach Westen abbiegt und die Teerstraße in Holperwege durch immer dichterem Wald mündet, hat man wirklich das Gefühl, in die Vergangenheit zurückzureisen.

Und was »jemanden mitbringen« anging – nein. Daniel würde nur zu gern mitkommen, Daniel verzehrte sich vor Neugier auf meine Familie und wäre bestimmt *überglücklich*, mitzukommen, aber sein naiver Enthusiasmus war einfach mehr, als ich verkraften konnte. Nein, ich würde Daniel nicht zu der Geburtstagsparty einladen.

Ich blickte auf das Foto, sah Simon, sah Matt, und ich wusste genau, wie es laufen würde. Sehr gut nämlich; alles würde glatt laufen. Die Party würde laut und fröhlich sein, das Essen fabelhaft, wir würden alle viel lachen und uns gegenseitig auf die Schippe nehmen. Luke und Matt und Bo und ich würden über die alten Zeiten reden, aber manche Dinge würden wir aussparen, manche Namen unerwähnt lassen. Calvin Pye zum Beispiel. Oder auch Laurie Pye.

Ich würde Simon ein teures Geschenk überreichen, als Zeichen meiner Zuneigung zu ihm, die echt war, und als Beweis meines unverbrüchlichen Familiensinns.

Am Sonntagnachmittag, wenn ich dann wieder aufbrechen musste, würde Matt mich nach draußen zu meinem Wagen begleiten. Er würde sagen: »Irgendwie finden wir nie Zeit zum Reden«, und ich würde sagen: »Ja, komisch, nicht?«

Ich würde ihn anschauen, und er würde aus Urgroßmutter Morrisons ruhigen grauen Augen zurückschauen, und ich würde wegschauen müssen. Und auf halbem Weg nach Hause würde ich merken, dass ich weinte, und die nächsten Wochen unentwegt darüber nachgrübeln, warum.

* * *

Es führt alles immer wieder zurück zur Urgroßmutter.

Müheless kann ich sie mir in vertraulichem Zwiegespräch mit Matt vorstellen. Die Urgroßmutter sitzt stocksteif in einem Sessel mit hoher Lehne, und Matt sitzt ihr gegenüber. Er hört ihr aufmerksam zu, nickt, wenn er ihr zustimmt, wartet höflich darauf, seinen eigenen Standpunkt zu vertreten, wenn er ihre Meinung nicht teilt. Er ist respektvoll, aber nicht von ihr eingeschüchtert, und das gefällt ihr. Ich kann es in ihren Augen sehen.

Seltsam, nicht wahr? Denn natürlich haben sie sich im wirklichen Leben niemals getroffen. Ogleich unsere Urgroßmutter ein hohes Alter erreichte, war sie längst tot, als Matt auf die Welt kam. Sie hat uns nie besucht – hat die Ufer von Gaspé überhaupt nie verlassen –, und doch hatte ich als Kind oft das Gefühl, dass sie auf geheimnisvolle Weise bei uns war. Ihr Einfluss war allgegenwärtig; sie hätte sich ebenso gut im Zimmer nebenan aufhalten können. Und was sie und Matt betrifft – ich glaube, ich spürte schon in jungen

Jahren, dass es eine tiefere Verbindung zwischen ihnen gab, auch wenn ich nicht hätte sagen können, worin genau sie bestand.

Mein Vater erzählte uns viel von ihr – weit mehr als von seiner eigenen Mutter. Leider war er kein sehr begabter Erzähler; bei den Geschichten ging es meistens darum, irgendein moralisches Prinzip zu veranschaulichen. Wie zum Beispiel bei der Geschichte über die Protestanten und die Katholiken, über die Reibereien zwischen den verschiedenen Konfessionen in der Gemeinde, die zu Prügeleien zwischen rivalisierenden Jungenbanden führten. Die beiden Seiten waren damals anscheinend ungleich stark – es gab mehr Protestanten als Katholiken –, also entschied die Urgroßmutter, dass ihre Söhne »auf der anderen Seite« kämpfen müssten, um ein bisschen für Ausgleich zu sorgen. Fairplay war in dem Fall die Lehre, die wir daraus zu ziehen hatten. Keine Prügelzenen, kein Blut, keine Heldentaten, nur diese eine dürre Lehre: Fairplay.

Und dann war da noch der berühmte Bildungshunger der Urgroßmutter. Alle ihre vierzehn Kinder hatten die Volksschule abgeschlossen, was in jenen Zeiten höchst ungewöhnlich war. Schularbeiten waren wichtiger als Feldarbeit – ungeachtet der Tatsache, dass alles, was es zu essen gab, dem Ackerboden abgerungen werden musste. Doch Bildung war nun einmal ihr Lebenstraum, eine Leidenschaft, die fast schon krankhaft war, und sie steckte damit nicht nur ihre eigenen Kinder an, sondern ganze Generationen von noch ungeborenen Morrisons.

Wenn er von ihr sprach, stellte unser Vater sie immer als großes Vorbild hin, gerecht, gütig und weise wie Salomon – mir fiel es nur schwer, dieses Bild mit dem Foto von ihr in Einklang zu bringen. Auf dem Foto wirkt sie einfach nur wie ein Dragoner. Man sieht sofort, wieso es keine Geschichten über irgendwelche Streiche ihrer Kinder gibt.

Und wo war eigentlich ihr Mann, unser Urgroßvater, die ganze Zeit? Draußen auf dem Feld, nahm ich an. Irgendwer musste sich ja darum kümmern.

Aber wir wussten alle, dass sie eine bedeutende Frau war, nicht einmal das mangelhafte Erzähl talent unseres Vaters konnte das verbergen. Matt fragte einmal, was für Bücher sie denn so auf ihr Lesepult gestellt hatte, abgesehen von der Bibel natürlich. Er wollte wissen, ob sie Romane las – Charles Dickens vielleicht, oder Jane Austen. Doch unser Vater sagte, Literatur interessierte sie nicht, nicht einmal Weltliteratur. Sie wollte nicht aus der Wirklichkeit »flüchten«, sie wollte sich bilden. Sie las Bücher über Geologie, über das Leben der Pflanzen, über das Sonnensystem; eins dieser Werke hieß *Die Spuren der Schöpfung*, es handelte von der geologischen Entwicklung der Erde, und mein Vater erinnerte sich, wie sie darüber perplex den Kopf schüttelte. Es war nur ein Vorläufer von Darwin, aber wie dieser nicht ganz in Einklang mit den Lehren der Bibel. Man konnte daran sehen, sagte unser Vater, wie sehr sie das Wissen verehrte, denn obwohl es sie beunruhigte, verwehrte sie den Kindern und Enkeln nicht, es zu lesen.

Vieles von dem, was in den Büchern stand, ging sicher weit über ihren Horizont – sie hatte selber nie eine Schule besucht –, aber sie las trotzdem immer weiter, bemühte sich, alles zu verstehen. Selbst als Kind hat mich das beeindruckt. Jetzt finde ich es rührend, solch ein Wissensdurst, solch eine Beharrlichkeit neben all der Plackerei tagein, tagaus; bewundernswert und traurig. Die Urgroßmutter war eine geborene Wissenschaftlerin, zu einer Zeit und an einem Ort, wo der Begriff noch völlig unbekannt war.